

Richard L. Cary Vorlesung

Die Genesis geht weiter!

von
Stefan Mann

Herausgegeben von der
Religiösen Gesellschaft der Freunde (Quäker)
Deutsche Jahresversammlung e. V.

2021

© Stefan Mann 2021

Herausgeberin

Religiöse Gesellschaft der Freunde (Quäker)
Deutsche Jahresversammlung e. V.

Bombergallee 9

31812 Bad Pyrmont

www.quaeker.org

Drucksatz: Redaktion QUÄKER, Kerstin Mangels
gedruckt auf 100% Recyclingpapier

Richard L. Cary

Richard L. Cary wurde am 14. März 1886 in Baltimore, Maryland, geboren und absolvierte die Ausbildung zum Bergwerksingenieur. Er unterrichtete Mathematik an der PRINCETON UNIVERSITY, als er sich im Jahre 1919 dem AMERICAN FRIENDS SERVICE COMMITTEE in Philadelphia zur Verfügung stellte, um an der Organisation der Kinderspeisung mitzuarbeiten, die von den amerikanischen Quäkern in Deutschland nach dem Kriege durchgeführt wurde. Im Dezember 1919 kam er nach Deutschland, wo ihm die Arbeit im Ruhrgebiet zufiel. Er blieb hier bis zum August 1920.

Nach seiner Rückkehr nach Amerika wandte er sich dem Journalismus zu und wurde Mitglied des Schriftleiterstabes einer der bedeutendsten amerikanischen Zeitungen, der BALTIMORE SUN. Als Verfasser der Leitartikel dieser Zeitung war es sein Bestreben, der amerikanischen Öffentlichkeit die Gedankenwelt anderer Länder näherzubringen und dadurch die durch den Krieg entstandene geistige Trennung der Völker zu überwinden. Hieraus entstand in ihm der Wunsch, wieder nach Deutschland zu gehen.

Im Jahre 1930 siedelte er mit seiner Familie nach Berlin über, um das Amt des amerikanischen Sekretärs in dem dortigen internationalen Sekretariat der RELIGIÖSEN GESELLSCHAFT DER FREUNDE (QUÄKER) zu übernehmen. Seine ganze Arbeit war von der tiefen Überzeugung getragen, dass die Welt nur zum Frieden gelangen könne, wenn alle Beziehungen unter den Völkern darauf gegründet werden, dass der Mensch das Ebenbild Gottes ist. Durch vielseitiges Wissen konnte er vielen helfen. Er knüpfte weitreichende Verbindungen. So wurde er auch in den Vorstand der amerikanischen Handelskammer zu Berlin berufen.

Im Frühjahr 1933 machte er eine Reise nach Amerika, wo er zahlreiche Vorträge hielt. An den Folgen eines Schlaganfalls starb er am 16. Oktober desselben Jahres in Berlin. Seine Asche ist auf dem Quäkerfriedhof in Bad Pyrmont beigesetzt.

Zum Gedächtnis an Richard L. Cary hatten seine Freunde in Baltimore einen Betrag gesammelt, der dazu bestimmt war, in jedem Jahr während der Jahresversammlung der deutschen Quäker eine Vorlesung über Fragen zu ermöglichen, die sich aus der religiösen Grundhaltung des Quäkertums ergeben. Seit 1960 übernimmt die DEUTSCHE JAHRESVERSAMMLUNG die Verpflichtung, die Vorlesung im Sinne der Freunde aus Baltimore weiterzuführen.

Während der Trauerfeier für Richard L. Cary in Berlin wurde hervorgehoben, mit welcher inneren Hingabe und Liebe Richard und seine Frau Mary in ihrer Arbeit gestanden haben, seit sie nach Deutschland gekommen sind. Mary werde die Arbeit fortsetzen, die sie zusammen mit ihrem Manne begonnen habe. Als Mary dann Deutschland verließ, wurde von Emil Fuchs betont, sie sei zuständig gewesen für die Kindergruppe, die Jungquäker und die Studentenarbeit. Sie habe die Kraft und die Freudigkeit besessen, das gemeinsame Werk weiter zu tun im Geiste der Liebe und der Treue, in der sie es gemeinsam mit Richard getan habe.

Richard L. Cary Vorlesung

Die Genesis geht weiter!

von
Stefan Mann

Herausgegeben von der
Religiösen Gesellschaft der Freunde (Quäker)
Deutsche Jahresversammlung e. V.

2021

Die Genesis geht weiter!

Prolog

Womit fing alles an? Ich habe als Kind gelernt: Mit dem Urknall. Vielleicht war das falsch. Physiker scheinen sich zunehmend zu fragen, ob es nicht schon vor dem Urknall ein Universum gegeben haben könnte. Aber auch die Bibel beantwortet die Frage nach dem Anfang nicht stimmig. Nach den Maßstäben der heutigen Wissenschaft kennt man ja weder den Ursprung der Genesis, die oft auch als das erste Buch Mose bezeichnet wird, noch den des Johannesevangeliums. Aber klar ist, dass in beiden Büchern Geschichten entworfen werden, die nicht unbedingt zusammenpassen. Während die Genesis beginnt mit *»Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde«*, beginnt das Johannesevangelium mit *»Am Anfang war das Wort«*. Noch bevor Gott Himmel und Erde schuf? Und davor? Vor Urknall, vor Himmel und Erde, vor dem Wort? Oder: Warum ist das keine sinnvolle Frage?

Mein Alltagsverständnis kommt besser mit Stadien zurecht, in denen die Geschichte schon am Laufen ist. Wenn Gott etwa in der Schöpfungsgeschichte das Wasser und das Trockene voneinander trennt. Ist dieser Akt der Schöpfung, das kreative Auseinanderformen von Schlamm in zwei verschiedene Phasen, nicht auch schon eine Veränderung der Welt? Sodass auch umgekehrt jede Veränderung der Welt gleichzeitig eine Schöpfung ist? Dieser Gedanke ist nicht neu. Immer wieder gibt es sowohl im Christentum als auch im Islam Theologen, die Schöpfung als fortlaufenden, andauernden Prozess verstehen. Sodass auch heute noch geschöpft wird.

Das erinnert mich an ein Gespräch mit einer Architektin über ihre Zunft. Weniger über sich als über werdende Architekten allgemein sagte sie *»Man muss schon unbedingt Gott sein wollen«*. Ich habe lange gebraucht, um diesen Satz zu verstehen. Dabei ist es gerade bei diesem Beruf so augenfällig, mit jedem Haus: die Schöpfung, die Veränderung der Welt. Ein Haus wird geschaffen, was am Ort ein Veränderungsprozess ist. Die Schöpfung und das Verändern sind konzeptionell nicht wirklich auseinanderzuhalten.

Und noch eine Parallele der Architekten zu Gott ist, dass man als Architekt für diese Veränderung nicht selbst Hand anlegen muss. In der Bibel steht: *»Und Gott sprach: Es sammle sich das Wasser unter dem Himmel an einen Ort, damit man das Trockene sehe!«* Dann kamen wahrscheinlich die Bauarbeiter und erledigten den Job. Oder die Engel?

Wenn ich mich heute durch den Alltag bewege, sehe ich nur selten Dinge, die Gott selbst noch geschaffen (oder sagt man: geschöpft?) haben könnte. Vielleicht mal ein Bergmassiv; im Sommer, wenn es gut geht, das Meer. Fast alles um mich herum ist dagegen menschengemacht. Die Häuser von Architekten, die Felder von Landwirten, die Menschen von Menschen. An der Stelle ist auch mein ganz persönlicher Beitrag zu vermelden: Ich erhebe Anspruch darauf, an der Schöpfung dreier Menschen beteiligt gewesen zu sein. Mit ihnen habe ich, wie jeder Vater und jede Mutter, die Welt verändert. Und ich bin stolz darauf.

Ich möchte im vorliegenden Beitrag über diese Dialektik von acht Milliarden zu eins sprechen. Acht Milliarden andere Menschen schöpfen und verändern. Und wir. Die Mathematiker würden angesichts solcher Zahlen sagen: Unser Einfluss strebt gegen null. In unseren Familien, in unseren Freundeskreisen oder kleinen Andachtsgruppen ist es nicht schwer, das Gegenteil zu belegen. Natürlich hat unser Wirken dort einen starken Einfluss, und so könnte die Frage nach unserer persönlichen Schöpfung schon als beantwortet gelten. Aber wie ist es mit den großräumigeren Prozessen? Wer steckt hinter den gesellschaftlichen, hinter den politischen Veränderungen? Wer schöpft da? Eine Hand voll Mächtiger? Oder auch wieder wir alle? Diese Frage möchte ich beantworten. Welchen Anteil hat das Individuum an gesellschaftlichen Veränderungsprozessen? Konkret möchte ich drei Geschichten mit euch teilen, mit denen ich dieses Spannungsfeld ein wenig illustrieren möchte, und danach mit einem Epilog abschließen.

Geschichte I: Freiheit finanzieren

Über Jahrtausende hinweg war klar: Die Ressourcen, die man zum Leben braucht, bekommt man durch Arbeit. In den Fällen, in denen das unmöglich war, konnte der Betreffende nur hoffen, von seiner Familie versorgt zu werden. Sonst blieb nur das Zuchthaus oder Armenhaus. Dort schafften die kommunalen oder geistlichen Träger üblicherweise eine minimale Grundlage zum Überleben, unter meist äußerst menschenunwürdigen Bedingungen.

Dieses System wurde so lange nicht infrage gestellt, wie die Hände der Menschen die quasi einzigen Produktionsfaktoren waren. Doch ab dem 19. Jahrhundert änderte sich das. Erst die Dampfmaschine, dann der Strom, die automatisierten Transportmittel und schließlich die digitale Revolution entkoppelten den Produktionsprozess immer stärker von der manuellen Arbeit. Auf den Feldern, auf denen der Landwirt früher die Ochsen führen musste, erledigen Traktoren heute auch ohne Fahrer die notwendigen Arbeiten. In Fabriken fügen Maschinen währenddessen Produkte zusammen, die kein Mensch mit seinen Händen schaffen könnte.

Dank dieser technischen Entwicklung entfällt die Notwendigkeit, dass jeder arbeitsfähige Mensch seine Arbeit in die Produktion von Waren und Dienstleistungen steckt. Daher wird international immer intensiver über das Instrument des Grundeinkommens nachgedacht. Denn das einzige, was uns alle in der Erwerbslogik gefangen hält, ist die Tatsache, dass Arbeit der bei weitem wichtigste Mechanismus zur Umverteilung von Ressourcen ist. Jedermann und jedefrau braucht nicht primär deswegen einen Arbeitsplatz, damit Nahrungsmittel und Behausungen produziert werden können, sondern damit auch dieser jedermann das Geld verdient, das er dann für Essen und Dach ausgeben kann. Aber wenn wir diese notwendige Umverteilung von Ressourcen zu einer staatlichen Aufgabe machen und auf diese Weise vom Produktionsprozess entkoppeln, schaffen wir uns als Gesellschaft viele neue Freiheiten.

Sowohl die Befürworter (ich bin einer von ihnen), die im Grundeinkommen meist einen großen Befreiungsschlag sehen, als auch die Gegner, die einen bürokratischen und nicht finanzierbaren Koloss befürchten, übersehen in der Diskussion meist, dass wir das bedingungslose Grundeinkommen seit dem Ende des 19. Jahrhunderts bereits im deutschen Sozialsystem verankert haben. Millionen von über 67jährigen erhalten monatlich ein bedingungsloses Grundeinkommen, auch wenn es ›Rente‹ oder ›Pension‹ heißt.

Man kann an dieser Stelle natürlich einwenden, so bedingungslos sei dieses Grundeinkommen gar nicht. Immerhin habe man jahrzehntelang, in der Erwerbsphase, in die Rentenkasse einzahlen müssen. Das ist richtig. Aber immerhin realisieren wir heute für Millionen von Inländern ein Einkommen, das ihnen wahlweise ermöglicht, ihren Garten zu pflegen, sich ehrenamtlich zu engagieren oder auch an anderer Stelle (zusätzlich) Geld zu verdienen. Oder eben auch einfach nur vor dem Fernseher zu sitzen. Das Grundeinkommen ist heute Tatsache, wenn auch nur ab einer gewissen Altersklasse.

Der langjährige Reichskanzler Otto von Bismarck spielte bei der Entstehung dieses Grundeinkommens, der Alterssicherung, eine wichtige Rolle. Keine andere Person wird so mit der Entstehung der Sozialgesetzgebung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Verbindung gebracht wie er. Dabei finde ich zwei Punkte sehr bemerkenswert:

- Bismarck selbst setzte sich für eine steuerfinanzierte Alterssicherung ein. Da das Parlament die Kostenfolgen einer solchen Lösung fürchtete, ersetzte der Deutsche Reichstag Bismarcks Vorschlag durch ein Versicherungssystem – das sich bis heute im Wesentlichen erhalten hat.
- Bismarck war offensichtlich nicht besonders stolz auf seine sozialpolitische Leistung. In seinem autobiographischen Werk *GEDANKEN UND ERINNERUNGEN* erwähnt er die Sozialgesetze mit keinem Wort.

Ich erzähle diese Geschichte, weil ich diese Tatsachen symptomatisch finde: Es sind selten einzelne Personen, die für eine politische Transformation als

Einzelfigur verantwortlich sind. Es sind meistens viele Menschen und viele Voraussetzungen. Wenn nicht die Arbeiterbewegung den politischen Druck für eine aktivere Sozialpolitik geschaffen hätte, wenn nicht die Industrialisierung die gesellschaftlichen Ressourcen dazu verfügbar gemacht hätte – diese auch im internationalen Vergleich historische Leistung eines ersten Grundeinkommens wäre so nicht geschaffen worden, auch nicht von Bismarck.

Nun habe ich möglichst lange hinausgeschoben, meine eigene Rolle in diesem ganzen Prozess zu beschreiben, und das weniger, weil es nur eine minimal kleine Rolle war, sondern vor allem, weil sie zudem recht unrühmlich ausfiel. Sie spielt in den letzten Jahren des 20. Jahrhunderts, ich war also um die 30. Ich erwog zu diesem Zeitpunkt eine Karriere als Berufspolitiker, war Mitglied von BÜNDNIS 90/DIE GRÜNEN und Delegierter Mecklenburg-Vorpommerns in der ›Bundesarbeitsgemeinschaft Wirtschaft & Finanzen‹ der Bundespartei. Etwa dreimal im Jahr trafen sich also 16 Freizeitpolitiker für ein Wochenende, um die wirtschafts- und finanzpolitische Arbeit der Bundestagsfraktion fachlich zu untermauern und zu begleiten.

Dies geschah in der Zeit, als DIE GRÜNEN das erste Mal Regierungsverantwortung auf Bundesebene trugen und sich dabei unter dem wirtschafts- und militärfreundlichen Bundeskanzler Gerhard Schröder einiger Sündenfälle schuldig machten.

Und so kam es, dass wir uns als ›Bundesarbeitsgemeinschaft Wirtschaft & Finanzen‹ mit der Teilprivatisierung der Alterssicherung zu beschäftigen hatten. Das umlagefinanzierte System, das sich aus dem 19. Jahrhundert erhalten hatte, galt aufgrund der demographischen Situation als nicht mehr ausreichend. Daher wurde eine zweite, kapitalgedeckte Säule des Rentensystems vorbereitet, die wir heute als Riester-Rente kennen. Mit anderen Worten: Die historische Errungenschaft des bedingungslosen Grundeinkommens für Alte sollte teilweise ersetzt (andere würden sagen: ergänzt) werden durch ein System, in dem man sich seine eigene Alterssicherung mit staatlicher Unterstützung selbst ansparen sollte.

Ich erinnere mich an viele Diskussionen in der Arbeitsgemeinschaft, die die Details des zu schaffenden Systems betrafen: Sollte auch die Investition in Aktien, oder nur in risikoärmere Wertpapiere subventioniert werden? Und ich erinnere mich an viel Schweigen von meiner Seite. Das lag wohl an mehreren Faktoren. Erstens war meine Meinung, dass es sich bei dieser Reform um einen klaren Rückschritt handelte, noch nicht so klar ausgebildet wie heute. Gleichzeitig spielte aber auch eine gewisse Scheu eine Rolle: Ich wollte weder als naiv wahrgenommen werden noch als notorischer Bremsen. Und so gehörte ich als angepasstes Mitglied zu einer Arbeitsgruppe, die den Fortschritt in der deutschen Sozialgesetzgebung zu einem Teil wieder rückgängig machte.

Es ist extrem unwahrscheinlich, dass das politische Ergebnis besser ausgefallen wäre, wenn ich damals Fundamentalopposition betrieben hätte. Aber in mir bleibt dennoch ein schlechtes Gefühl zurück, dass ich nicht zumindest eine vielleicht berechtigte Position sichtbar gemacht habe. Eine damals fehlende innere Freiheit führte dazu, dass ich mich für die Bewahrung der äußeren Freiheit ab dem 67. Lebensjahr nicht ausreichend eingesetzt habe.

Geschichte II: Ordnung schaffen

Ich arbeite mittlerweile als Wissenschaftler auf dem Gebiet der Schweizer Agrarpolitik. Mit den Jahren musste ich lernen, dass die meisten Menschen dieses Thema extrem langweilig und dazu noch undurchdringlich finden. Die Quäker werden hier in ihrer Gesamtheit keine Ausnahme von dieser Regel darstellen. Es geht mir in diesem Abschnitt auch gar nicht primär um den Inhalt von Agrarpolitik. Aber da ich auf diesem Spielfeld gelernt habe, wie ein Individuum Einfluss auf Politik nehmen kann, muss ich die Schweizer Agrarpolitik als Anwendungsfeld verwenden.

Ich will es also möglichst kurz machen: Es gibt aus der sozialwissenschaftlichen Ordnungstheorie ein paar Prinzipien zur Gestaltung effizienter Eingriffe des Staates in Märkte. Zum Beispiel die nach dem ersten Ökonomie-Nobelpreisträger Jan Tinbergen benannte Tinbergen-Regel. Sie besagt, dass man pro politischem Ziel mindestens ein Instrument benötigt. Versucht man, mit einem Instrument mehrere Ziele gleichzeitig zu erreichen, kann man auf äußere Veränderungen nicht mehr adäquat reagieren. Also braucht es, so Tinbergen, etwa für die Bekämpfung von Arbeitslosigkeit und Inflation mindestens zwei Ziele. Noch einfacher ist die Regel, die mir während meines Studiums Stefan Tangermann, einer der einflussreichsten deutschen Agrarökonomien, beibrachte, und auf der er viele Vorlesungsstunden lang herumritt: An diesen Zielen soll man mit den politischen Instrumenten möglichst direkt und ohne Umwege ansetzen. Beim Aufschreiben dieser Binsenweisheiten ist es mir fast ein bisschen unheimlich, dass mich diese doch sehr einfachen Grundsätze über so weite Strecken meines Berufslebens geleitet und beschäftigt haben.

Zum Beispiel, als ich 2002 von der Universität Rostock an die EIDGENÖSSISCHE FORSCHUNGSANSTALT FÜR AGRARWIRTSCHAFT UND LANDTECHNIK in der Ostschweiz kam. Eine meiner ersten Aufgaben war, das einige Jahre davor entwickelte Direktzahlungssystem für die Schweizer Landwirte zu evaluieren. Das sich etwa so zusammenfassen ließ: Jeder Bauer, der bestimmte ökologische Vorgaben

einhielt, bekam Subventionen pro Hektar Fläche, auf der er wirtschaftete, und pro Kuh, die er hielt. Und wenn er über das Minimum hinaus Flächen extensivierte oder Tiere artgerecht hielt, bekam er noch zusätzliches Geld. Auf diese Weise sollten die Verfassungsziele der Landwirtschaft erreicht werden: Schonung von Luft und Wasser, Versorgungssicherheit und eine dezentrale Besiedlung. Diese Ziele waren in einer Volksabstimmung wenige Jahre zuvor von 76 Prozent des ›Stimmvolkes‹ angenommen worden.

Der aufmerksame Leser wird vielleicht schon bemerkt haben, dass hier einiges nicht zusammenpasst: Die beiden wichtigsten Instrumente, Tier- und Flächenprämien, kongruieren nur wenig mit den damit verbundenen Zielen, wie sie in der Verfassung hinterlegt waren. Warum bekam ein Landwirt mit vielen Kühen mehr Geld vom Staat als ein Landwirt mit wenigen Kühen? Es gab also Anlass zur Kritik. Die mit einer Modellrechnung illustriert werden konnte, die zu unserer eigenen Überraschung aussagte: Gäbe es im Talgebiet keine Tierprämien, würden die Landwirte dort zwei Prozent MEHR verdienen. Weil diese Gelder die Bauern nämlich dazu verführten, mehr Milchkühe zu halten, als rentabel gewesen wäre.

Und so machte ich also meinen Job: zeigte auf, dass das geltende System wichtige ordnungspolitische Prinzipien verletzte. Und entwarf ein System, in dem die Zahlungen an die Landwirte besser auf die verfassungsmäßigen Ziele abgestimmt waren. Als ich diese Überlegungen das erste Mal im Bundesamt für Landwirtschaft präsentierte, war die Skepsis groß. Der stellvertretende Direktor lächelte ironisch *»Na, dann müssen wir uns ja nur noch überlegen, ab wann wir Ihr System einführen.«*

Natürlich wurde ›mein‹ System nie eingeführt, und das war wahrscheinlich auch gut so. Aber es gab im Bundesamt immerhin ein paar Personen, vor allem die Jüngeren, denen die oben erwähnten Prinzipien, mit denen ich gearbeitet hatte, einleuchteten. Zum Beispiel dem Abteilungsleiter ›Direktzahlungen‹ im Bundesamt, der mich in eine Arbeitsgruppe berief, in der die Jüngeren deutlich überrepräsentiert waren und die den Entwurf eines zielgerichteteren Direktzahlungssystems ausarbeiten sollte – und ausarbeitete.

Ich erinnere mich an einen ganztägigen Workshop, an dessen Ende wir das Gefühl hatten: Hier haben wir ein System, das die Landwirtschaft in eine insgesamt nachhaltigere Richtung führt. Das mit gleich viel Geld mehr Gemeinwohl in das System bringt.

Damit war ein Etappenziel erreicht: Das zuständige Bundesamt hatte ein Konzept erarbeitet, das es zunächst den übrigen Bundesämtern, dann den betroffenen Verbänden und schließlich dem Parlament vorschlagen konnte. In diesem politischen Prozess wurde auch dieses System weiter verwässert. Ein Beispiel, mit dem ich mich bei meinen geschätzten Lesern unbeliebt machen könnte, ist die Förderung des Bio-Landbaus. Wenn man die Tinbergen-Regel streng anwendet, dann dürfte der Bio-Landbau nicht als Bio-Landbau gefördert werden, sondern – ebenso wie die konventionelle Landwirtschaft – nur dafür, welche Umweltziele er zu erfüllen hilft. Entsprechend war Teil unseres Vorschlags, die 400 Franken pro Hektar für Bio-Betriebe nicht in das neue System zu übernehmen. Aber die Bio- und Umwelt-Verbände machten schnell deutlich, dass sie unser System nur dann unterstützen würden, wenn die Bio-Prämie bliebe. Nun, recht schnell entschieden meine Kollegen vom Bundesamt, sich die Stimmen von links der Mitte mit dieser Konzession zu erkaufen.

Diese Episode illustriert auch, dass ich zunehmend weniger mit dieser agrarpolitischen Reform zu tun hatte. Aus der Idee eine mehrheitsfähige Verordnung zu machen, war eine Aufgabe, für die die Kolleginnen und Kollegen im Bundesamt für Landwirtschaft deutlich besser ausgebildet waren als ich. Und so erfuhr ich mal von ihnen, mal von den Medien, wenn das Ordnungspaket eine weitere Hürde genommen hatte: wenn der Bundesrat seine Zustimmung gegeben hatte, dann das Parlament. Und schließlich die Referendumsfrist verstrichen war, ohne dass 100.000 Unterschriften für eine Volksabstimmung gegen die Reform zusammengekommen wären. Das war der Zeitpunkt meiner größten Freude. Denn die Welt verändern kann durchaus unverschämt glücklich machen.

Und so kommt es, dass es seit 2014 in der Schweiz nicht mehr Flächenbeiträge und Tierbeiträge für die Bauern gibt, sondern Versorgungssicherheitsbeiträge, Biodiversitätsbeiträge, Landschaftsqualitätsbeiträge und so weiter. Die Gelder für den Bio-Landbau wurden in die Rubrik der Produktionssystembeiträge gepackt. Die Einkommen der Betriebe sind seitdem tendenziell gestiegen, weil eben keine Fehlanreize mehr gesetzt werden. Oder zumindest nicht mehr so viele. So konnte die Kombination aus dem guten Willen vieler Beteiligten und der systematischen Anwendung einiger ordnungspolitischer Prinzipien zu einem guten Ergebnis führen!

Wichtig dabei erscheint mir die Synthese aus den ersten beiden Geschichten: Selbst hohe Leuchttürme wie Otto Bismarck setzen ihre Ideen nicht 1:1 durch. Und selbst kleine Dumpfbacken wie ich können, indem sie ihre Ideen aktiv einbringen, einen Impuls für Veränderungsprozesse leisten. Im Sinne der Gleichwertigkeit ist das eine sehr beruhigende Erkenntnis.

Geschichte III: postlethal produzieren

Die dritte Geschichte spielt nicht in der Vergangenheit, sondern in der Zukunft. Und zuvor braucht es, um Missverständnisse zu vermeiden, noch eine persönliche Erklärung: Ich liebe Fleisch!!! Will man meine Stimmung aufhellen, so ist ein Steak auf dem Teller vor mir normalerweise ein geeignetes Mittel. Aber diese Disposition hat mich nicht davon abgehalten, in meinem Berufsleben verschiedene Dinge über Agrarsysteme zu lernen.

Zum Beispiel über ihre ökologische Verträglichkeit. So kann man beispielsweise lange darüber streiten, ob eine Tonne Bio-Getreide einen geringeren ökologischen Fußabdruck hinterlässt als eine Tonne konventionell erzeugtes Getreide. Es gibt viele Details, die dafür sprechen, und andere, die dagegen sprechen. Aber es ist glasklar und unbestritten, dass sowohl eine Tonne Fleisch als auch eine Tonne Milch einen weit größeren ökologischen Fußabdruck hinterlassen als eine Tonne Getreide. Die ›Veredelung‹ des Getreides über den Tiermagen führt dazu, dass für eine Kilokalorie Rindfleisch sechsmal so viel Energie aufgewendet werden muss wie für eine Kilokalorie Getreide. Ganz abgesehen von den klimaschädlichen Methan- und Lachgasemissionen aus der Rinderhaltung.

Noch stärker wiegt wahrscheinlich die ethische Frage der Tötung von Tieren. Wenn man auch auf dem Gebiet der Ethik davon ausgeht, dass Fachexperten mehr Wissen und daher bessere Argumente als Laien haben, dann ist die Sachlage eigentlich klar. Ich habe viele wissenschaftliche Bücher und Zeitschriftenartikel zu diesem Thema gelesen. Dabei gibt es ja unter den Ethikern sehr unterschiedliche Schulen, die methodisch sehr unterschiedlich argumentieren. Aber unabhängig von diesen methodischen Unterschieden reicht die Bandbreite an Ergebnissen, die ich gefunden habe, eigentlich nur von »Wahrscheinlich ist es unethisch, Tiere zum Verzehr aufzuziehen« bis zu »Es ist sicher unethisch, Tiere zum Verzehr aufzuziehen«. Ethiker, die die Tötung von Tieren zum menschlichen Verzehr verteidigen, habe ich noch nicht kennen gelernt.

Ein anderer Zusammenhang, der mir wichtig scheint, ist der Zusammenhang von Milch- und Eierkonsum und der Tötung von Tieren. Es ist ein Agrarsystem denkbar, bei der wir die unbefruchteten Eier der Hühner und die Milch der Kühe nutzen, die geborenen Tiere aber bis zu ihrem natürlichen Ende leben lassen. In diesem System leben wir aber definitiv nicht! Wer heute Eier isst, ist mitverantwortlich für die Tötung männlicher Küken und ausgedienter Legehennen. Und wer Milch trinkt, entsprechend für die Schlachtung männlicher Kälber und der Milchkühe nach der dritten oder vierten ›Laktationsperiode‹.

Meine eine These ist, dass es eine Reihe von Übersetzungsfehlern im laufenden Prozess der Bewusstwerdung gibt. Der erste Übersetzungsfehler ist der vom breiten Konsens der Ethiker zu den nur etwa 30% der Bevölkerung in westlichen Ländern (Tendenz: steigend), die es ebenfalls unethisch finden, Tiere zum Verzehr zu schlachten. Selbst die besten der Argumente, die ich von den verbleibenden 70% gehört habe, waren miserabel und fast immer nur eine Beschreibung wie »Menschen sind Allesfresser«, die als Zustandsbeschreibung taugen mag, nicht aber als ethische Position. Wenn nicht bei ihnen, dann wird doch zumindest bei ihren Nachkommen eine differenziertere Meinungsbildung stattfinden.

Der zweite Übersetzungsfehler ist dann bei weiteren etwa 20% der Bevölkerung, die zwar finden, es sei nicht legitim, Tiere zu töten, aber dennoch nicht auf den Konsum von Fleisch verzichten. Ich stelle mir den Spagat, mehrmals pro Woche das zu tun, was man eigentlich für falsch hält, nicht nur als schwierig vor, ich erlebe ihn auch als schwierig, weil ich selbst zu diesen 20% gehöre. Während lange Zeit die Sexualität der Ort für serienmäßig Widersprüche zwischen eigener moralischer Überzeugung und eigenem Handeln war, ist es heute in zunehmendem Maße die Ernährung.

Der dritte und letzte Übersetzungsfehler besteht dann schließlich zwischen den etwa zehn Prozent Vegetariern und den etwa zwei Prozent Veganern. Diese Differenz von acht Prozent wird die Tatsache, dass auch für ihren Genuss von Milch und Eiern Tiere sterben müssen, entweder nicht realisieren

oder verdrängen. Aus meiner Sicht ist ein vegetarisches Leben im Gegensatz zu den Verhaltensweisen der Karnivoren und der Veganer aus den oben genannten Gründen schlichtweg inkonsistent.

Nach dem Motto »Lügen haben kurze Beine« ist meine andere These, dass diese Übersetzungsfehler mit jedem Jahr oder Jahrzehnt sichtbarer, offensichtlicher werden. Wir haben somit einen Prozess vor uns, in denen Agrar- und Ernährungssysteme an Bedeutung gewinnen werden, die auf das Töten von Tieren zu Zwecken menschlicher Ernährung verzichten. Es sind verschiedene solcher Systeme denkbar, mit und ohne Rinder und Hühner. Voriges Jahr wurde ein Artikel von mir, in dem ich solche Systeme beschrieb, gedruckt*, aber ein Forschungsantrag, der mehr Erkenntnisse über die Umweltwirkungen solcher Systeme erbracht hätte, abgelehnt. Ich erwähne das, weil es mir symptomatisch für die Dynamik langsamer Transformationsprozesse zu sein scheint, dass es sowohl Fort- als auch Rückschritte gibt.

Dabei ist mir bewusst, dass die unterschiedlichen Regionen unseres Planeten derzeit unterschiedlich schlecht auf die anstehende Transformation vorbereitet sind. Am schlechtesten sicher in pastoralistisch geprägten Regionen etwa Namibias oder Argentiniens, in denen extensive Graslandnutzung und darauf aufbauend Fleisch- und Milchnutzung ein Rückgrat der Volkswirtschaft sind. Und mir ist auch bewusst, dass für mein Weltbild die intensive Beschäftigung mit vielen Facetten der Tierhaltung zu einer vielleicht übersteigerten Intensität meiner Gedanken und Gefühle geführt hat. Als ich in Schlachthäusern halbe Schweine an mir vorbeifahren gesehen habe, hat das meine Interessen an der Veränderung der Welt durchaus geprägt und gelenkt.

Vielleicht ist die Abschaffung der »Tierproduktion« für das 21. Jahrhundert das, was die Abschaffung der Sklavenhaltung für das 19. Jahrhundert war. Die Meinungsfront verläuft jedenfalls verblüffend ähnlich, wenn man sich

*Mann, S. (2020): Could We Stop Killing?—Exploring a Post-Lethal Vegan or Vegetarian Agriculture. *World 1* (2) 124-134

mit den Zeugnissen etwa aus dem amerikanischen Bürgerkrieg beschäftigt, in dem es ja zentral um die Frage der Sklavenhaltung ging. Auf der einen Seite standen bzw. stehen Menschen, die es an der Zeit finden, dass ethische Selbstverständlichkeiten endlich in gesellschaftlich-politische Praxis übersetzt werden. Und auf der anderen Seite standen bzw. stehen Menschen, die sich berechnete Sorgen um ein gewachsenes Wirtschaftssystem machen und die auf Traditionen, unternehmerische Freiheit, Arbeitsplätze und wichtige Einkommensquellen verweisen. Eine weitere Parallele mag sein, dass die Nordstaaten damals eher auf der progressiven Seite standen, die Südstaaten aufgrund ihrer anderen sozioökonomischen Infrastruktur auf der konservativen Seite. So, wie nun zu erwarten ist, dass Nordamerika und Europa auch bei der Transformation eher eine Pionierrolle einnehmen werden als Afrika und Südamerika.

Im Kampf gegen die Sklavenhaltung haben die Quäker in der entsprechenden Zeit zwar nicht eine entscheidende, aber eine äußerst entschiedene Rolle gespielt. Ihr wichtiger Grundsatz der Gleichwertigkeit wird ihnen dabei geholfen haben. Eben dieser Grundsatz, verbunden mit dem Friedenszeugnis, sollte dazu beitragen, dass die RELIGIÖSE GESELLSCHAFT DER FREUNDE auch in einer zukünftigen gesellschaftlichen Auseinandersetzung um das Töten für Ernährungszwecke eine ähnlich entschiedene Rolle spielt. Nicht, weil Tiere und Menschen gleich sind, sondern weil das Ende des Lebens wahrscheinlich weder beim Menschen, noch beim Tier durch Gewalteinwirkung des Menschen vonstatten gehen sollte.

Wahrscheinlich haben aber Lebensmitteltechnologien einen noch größeren Einfluss auf die Entwicklung. Denn sie haben für all jene, für die der Konsum tierischer Produkte ein echter und wichtiger Genussfaktor ist, die sich ideologisch damit aber schwertun, fortwährend gute Nachrichten. Die Fortschritte der letzten Jahre bei der Bereitstellung hochwertiger Fleischersatzprodukte finde ich beachtlich. Bei Geschmacksersatz bin ich heute schon vollständig damit zufrieden, mich auf Sojaprodukte zu konzentrieren, während auf dem Markt verfügbare Jogurt-Ersatzprodukte nach meinem Geschmack heute noch nicht da sind, wo sie vielleicht sein könnten. Und der Fortschritt wird

angesichts der wachsenden Nachfrage sicherlich weitergehen. Ich kann mir jedenfalls gut vorstellen, in einigen Jahren an einer Schweinshaxe aus Erbsenprotein am Kunststoffknochen zu nagen. Dann werde ich die Schweinshaxe, bei der Mord im Preis inbegriffen ist, wohl nicht mehr essen können.

Epilog

Meine letzte kurze Geschichte spielt im Jahr 1988 in Westberlin. Ich besuchte damals, ein Jahr nach meinem Abitur, mit einigen anderen zusammen meine ehemalige Mitschülerin, die für eine Physiotherapieausbildung nach Berlin gezogen war. Ich weiß von diesem Abend nur noch, wie wir über unser Engagement in der Schulzeit sprachen. Oder präziser: eigentlich nur noch, dass meine Gastgeberin über diese Zeit sagte: »*Damals wollte ich noch die Welt verbessern.*«

Diese Aussage hat sich also bei mir eingepägt. Auch der Stich, den mir dieser Satz ins Herz gestochen hat. Dann sollen da also fünf Jahre Weltverbesserung während der Pubertät ausreichen? Und danach geht es um ... ja um was denn?

Ein wenig hat mich das an die Schöpfungsgeschichte erinnert, wie sie Udo Lindenberg in seinem Lied *GRANDE FINALE* erzählt hat:

*In sieben Tagen schuf Gott die Welt
doch sieben Tage sind echt zu knapp.
Am achten Tag fand er das auch,
schmiss sie ins Klo und zog ab.
Er setzt sich wieder auf seinen Thron
und lässt uns hier hängen in der Kanalisation.
Wir müssen's ausbaden, oh Herr,
die einen weniger, die anderen mehr.*

An diese Schöpfungsgeschichte mag ich nicht glauben, weder in dieser geistlichen Komponente, noch in der weltlichen Version meiner Mitschülerin. Fatalismus, ob geistlich oder weltlich verbrämt, hilft zumindest nicht, wenn man die Bibel als Geschichten versteht, die uns in unserer Welt helfen können. Über das Bild von Gott im Alten Testament ist ja seit der Aufklärung viel geschimpft worden, am prominentesten wahrscheinlich von Richard

Dawkins, der sich vehement und ausführlich über den homophoben und blutrünstigen Kontrollfreak beschwert, der uns über weite Teile der ›heiligen Schrift‹ präsentiert wird. Aber mir ist der Gott in der Genesis eigentlich sympathisch. Wenn er Lebensräume und dann auch Leben geschaffen hat, dann war das Ergebnis, da hat Udo Lindenberg schon Recht, alles andere als perfekt. Aber das gehört dazu. Wer von uns hat schon Perfektes geschaffen?

Ich halte es für eine wichtige Erkenntnis, dass wir alle, ob wir wollen oder nicht, die Welt verbessern. Oder eben auch verschlechtern, im Kleinen sichtbarer, im Grossen oft weniger sichtbar. Die Schöpfung unseres Universums wurde nie wirklich abgeschlossen. Und es hilft, wenn wir uns immer wieder ins Bewusstsein rufen, dass es auf unser Tun, auf unseren Beitrag zur Schöpfungsgeschichte wirklich ankommt. Dort, wo wir uns auskennen und einbringen können. Unsere quäkerischen Grundwerte, von Frieden bis hin zur Gleichwertigkeit, geben uns doch ein gutes Rüstzeug, um uns für Verbesserungen nicht nur im Kleinen, sondern auch im Großen einzusetzen.

Die Genesis geht weiter!

Cary Vorlesungen

auch erhältlich im Internet als PDF unter www.quaeker.org

- 1936 Hans Albrecht „Urchristentum, Quäker und wir“
- 1937 Alfons Paquet „Die Religiöse Gesellschaft der Freunde“
- 1938 Thomas Kelly „Das Ewige in seiner Gegenwärtigkeit und zeitliche Führung“
- 1939 Carl Heath „Das Leben, ein Gebet“
- 1940 Walther und Johanna Rieber „Lebensbejahung“
- 1947 Emil Fuchs „Die Botschaft der Bibel“
- 1948 Robert Limburg „Gandhi und wir“
- 1949 Margarethe Geyer „Die Gewissenskrise unserer Zeit und die Bibel“
- 1950 Otto Frick „Die Kraftquellen unseres Lebens“
- 1951 Manfred Pollatz „John Woolman. Von der schöpferischen Kraft der Persönlichkeit“
- 1952 Cornelius Kruse „Rufus M. Jones und sein Werk“
- 1953 Willy Wohlrabe „Die göttlichen Kreise“
- 1954 E. A. Otto Peetz „Berufung und Sendung“
- 1955 Wilhelm Mensching „Was bedeutet uns Paulus?“
- 1956 Henriette Jordan „Vom Wesen der Begegnung“
- 1957 Ruth E. von Gronow „Die Stellung der Bibel in der Gesellschaft der Freunde“
- 1958 Margarethe Lachmund „Der innere Friede und die notwendige Unruhe“
- 1959 Fred Tritton „Quäker im Atomzeitalter“
- 1960 Emil Fuchs „Jesus und wir“
- 1961 Horst Brückner „ - ... auf daß wir leben“
- 1962 Elisabeth Rotten „Wahrhaftigkeit, Gerechtigkeit und Frieden“
- 1963 Roland L. Warren „Prophet - Vermittler - Versöhner“
- 1964 Walther Rieber „Quäkerhaltung in unserer Zeit“
- 1965 Helene Ullmann „Der Mut zur reinen Tat. Richard Ullmann, sein Leben und sein Werk“
- 1966 Otto Buchinger „Geistige Vertiefung und religiöse Verwirklichung durch Fasten und meditative Abgeschiedenheit“
- 1967 Margaret S. Gibbins „Sucht, Findet, Teilt: Jetzt ist die Zeit“
- 1968 Douglas V. Steere „Gegenseitige Erleuchtung. Ein Quäker-Standpunkt zur Ökumene“
- 1969 Annemarie Cohen „Mitmenschliche Verantwortung - Realität des Alltags“
- 1970 Eva Hermann „... in dem, was ewig ist ...“
- 1971 Ekkehart Stein „Gott braucht Menschen“
- 1972 Otto Czieski „Das Schöpferische in einer gefährdeten Welt“
- 1973 William R. Fraser „Einige Aufgaben und Möglichkeiten der Erziehung“
- 1974 David Blamires „Schöpferisches Zuhören“
- 1975 Gerhard Schwersensky „Gott, Religion und die Konfessionen. Versuch einer Klärung“
- 1976 Hans Haffenrichter „Woher die Bilder kommen. Gedanken über Kunst und Meditation“
- 1977 Hans Schuppli „Konsequenzen einer Quäker-Glaubenshaltung“
- 1978 David Eversley „Wege der Gemeinsamkeit in einer Zeit des Zwielichts“
- 1979 Heinrich Carstens „Alles ist Euer - Ihr aber seid Gottes“

- 1980 Elisabeth Hering „Das Vermächtnis der frühen Freunde - Anruf und Auftrag an uns“
- 1981 Margarethe Scherer „Was nennt Ihr mich Herr, Herr! Und tut doch nicht, was ich sage?“
- 1982 Duncan Wood „Frieden schaffen im Glauben und Handeln der Quäker“
- 1983 Georg Schnetzer „Fürchtet Euch nicht ...“
- 1984 Pleasaunce Holtom „Laßt Euer Leben sprechen“
- 1985 Hans Petersen „Einzelheiten zum Ganzen“
- 1986 Helga und Konrad Tempel „... daß man da wohnen möge“
- 1987 Wolfgang Harms „Der Raum der Stille im Alltäglichen“
- 1988 Ines Ebert „Es ist ein Licht in jedem Menschen“
- 1989 Annelies Becker „Glauben, der nicht zu Taten führt, ist ein lebloses Ding“
- 1990 Helmut Ockel „Bin ich meines Bruders Hüter?“
- 1991 Paul Oestreicher „Die Quäker: Ein Orden in der Gemeinschaft der Christen?“
- 1992 Heinz Röhr „Quäker sein zwischen Marx und Mystik“
- 1993 Maurice de Coulon „Jesu Nachfolge heute - Vom Erlöser zum Leitbild“
- 1994 Harvey Gillman „Spirituelle Freundschaft - Neue Modelle/Neue Beziehungen“
- 1995 Annette Fricke „Meine Erfahrung der Botschaft von George Fox durch seine Episteln“
- 1996 Heinrich Brückner „Kinder zwischen naiver und intellektueller Religiosität“
- 1997 Inge Specht „Soziale Zeugnisse der Quäker“
- 1998 Hans-Ulrich Tschirner „Quäker in der Gesellschaft“
- 1999 Dori Verness „Das Sichtbare verwandeln ...“
- 2000 Kurt Strauss „Quäkerglaube, Quäkerzeugnis, und Quäkerarbeit - Gestern, heute und morgen“
- 2001 Rex Ambler „Licht, darin zu leben - Erkundungen in der Spiritualität der Quäker“
- 2002 Roswitha Jarman „Vom Wesen und Werk der Liebe“
- 2003 Robert Antoch „Halte lieb deinen Genossen, Dir gleich. Ich bin's.“
- 2004 Tony Fitt „Quercus Quakerus. Die Wurzeln und Blüten des Quäkerbaums im 21. Jahrhundert“
- 2005 Eva Pinthus „Schüttet das Kind nicht mit dem Bade aus. Story, Gemeinschaft, Herausforderung ...“
- 2006 Gisela Faust „Nimm auf, was dir Gott vor die Tür gelegt hat“
- 2007 Daniel O. Snyder „Das Friedenszeugnis als Sakrament“
- 2008 Lutz Caspers „Uneben, gefährdet, behütet. Vom Mosaik meines Lebens“
- 2009 Eberhard Küttner „Interreligiosität. Die Suche nach der Einheit in der Vielfalt“
- 2010 Heidi Blocher „Suchet zuerst das Reich Gottes und alle diese Dinge werden euch gegeben werden“
- 2011 Julia Ryberg „Wahrhaftig leben - Ent-täuscht und erhellt werden“
- 2012 Ursula Bircher „Quäkerwerte leben - Neue Wege, um Grenzen zu erweitern“
- 2013 Martin Kunz „Denken, Glauben, Hoffen: Variationen in Grau. Oder: Schwarz - Weiß gibt es nicht“
- 2014 Neithard Petry „Was kann ich sagen? Gedanken eines religionsphilosophischen Heimwerkers“
- 2015 Esther Köhring „Wurzeln und Flügel“
- 2016 Janet Kreysa „Offen für neues Licht“
- 2017 Paul Parker „Unser besonderes Angebot“
- 2018 Cho-Nyon Kim „Über die Begegnung von Taoismus u. Quäkertum als mystische Glaubensformen“
- 2019 Ursula Seibold-Bultmann „Worte wagen. Sprache und Quäkerglauben“
- 2020 Jochen Dudeck „Verbunden im Licht“



Cary Vorlesungen
und weitere Quäker - Literatur
können erworben und ausgeliehen werden

im
Quäkerhaus
Bombergallee 9
31812 Bad Pyrmont

E-Mail: pyrmont@quaeker.org
www.quaeker.org

gedruckt auf 100% Recyclingpapier